



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den die Belgischen Journale bieten in diesem Augenblicke einen wunderbaren Anblick. Auf der einen Seite sind sie schwarz und nachtschattig, auf der andern rosenroth, die eine Spalte jubilirt, die andere trauert. Während man aus dem Westen von Nichts, als den glänzenden Festivitäten hört, welche zu Ehren Gretry's, des großen Lütticher Landrichters, in seiner Vaterstadt gegeben werden sollen, von den Deputationen, welche aus Paris und aus den großen belgischen Städten dahin gesandt werden sollen, von den Liedervereinen und Harmoniegesellschaften, die mit Sang und Klang durch die Straßen ziehen sollen, vernimmt man aus dem Osten ein lautes Jammern über die neuen französischen Zollgesetze, über den Schlag, welchen die Industrie dadurch erlitten, über die Noth, in welche Tausende von Familien dadurch versetzt werden, über die Deputationen, welche in Massen in die Bureaux der Minister und in den Audienzsaal des Königs bringen, um augenblickliche Abhilfe zu erhalten. Von Lüttich nach Gent fährt die Eisenbahn in wenig Stunden, und doch welche Contraste! Sollte man glauben, daß Jubel und Leid so nahe einander berühren! Brüssel bot im Laufe dieser Woche einen Anblick, der in der alten Hauptstadt Brabants nichts Ungewöhnliches ist, der aber immer eine aufgeregte Zeit und mühsam zurückgehaltene Leidenschaften verräth. In allen Ecken, auf allen öffentlichen Plätzen sah man fremde Gesichter, finstre Männer, die theils dumpf vor sich hin schauten, theils in lebhaften Gesticulationen miteinander debattirten. Versammlungen wurden gehalten, Adressen wurden votirt, Demonstrationen gemacht, und wenn man das aufgeregte Wesen und die mancherlei unbesonnenen Reden und die unzeitigen Drohungen, welche hier und da laut wurden, beobachtete, so glaubte man sich in jene mittelalterliche Zeit zurückversetzt, wo die flandrischen Weber gegen ganze Heere trozten und Schlachten schlugen und Kriege erklärten. Die Hast mit

Tagebuch.

Briefe aus Brüssel.

Die belgischen Journale bieten in diesem Augenblicke einen wunderbaren Anblick. Auf der einen Seite sind sie schwarz und nachtschattig, auf der andern rosenroth, die eine Spalte jubilirt, die andere trauert. Während man aus dem Westen von Nichts, als den glänzenden Festivitäten hört, welche zu Ehren Gretry's, des großen Lütticher Landrichters, in seiner Vaterstadt gegeben werden sollen, von den Deputationen, welche aus Paris und aus den großen belgischen Städten dahin gesandt werden sollen, von den Liedervereinen und Harmoniegesellschaften, die mit Sang und Klang durch die Straßen ziehen sollen, vernimmt man aus dem Osten ein lautes Jammern über die neuen französischen Zollgesetze, über den Schlag, welchen die Industrie dadurch erlitten, über die Noth, in welche Tausende von Familien dadurch versetzt werden, über die Deputationen, welche in Massen in die Bureaux der Minister und in den Audienzsaal des Königs bringen, um augenblickliche Abhilfe zu erhalten. Von Lüttich nach Gent fährt die Eisenbahn in wenig Stunden, und doch welche Contraste! Sollte man glauben, daß Jubel und Leid so nahe einander berühren! Brüssel bot im Laufe dieser Woche einen Anblick, der in der alten Hauptstadt Brabants nichts Ungewöhnliches ist, der aber immer eine aufgeregte Zeit und mühsam zurückgehaltene Leidenschaften verräth. In allen Ecken, auf allen öffentlichen Plätzen sah man fremde Gesichter, finstre Männer, die theils dumpf vor sich hin schauten, theils in lebhaften Gesticulationen miteinander debattirten. Versammlungen wurden gehalten, Adressen wurden votirt, Demonstrationen gemacht, und wenn man das aufgeregte Wesen und die mancherlei unbesonnenen Reden und die unzeitigen Drohungen, welche hier und da laut wurden, beobachtete, so glaubte man sich in jene mittelalterliche Zeit zurückversetzt, wo die flandrischen Weber gegen ganze Heere trozten und Schlachten schlugen und Kriege erklärten. Die Hast mit

welcher diese Männer das Uebel heben wollen, mit welchem ihre Provinz in diesem Augenblicke heimgesucht ist; die Ueberstürzung der Maßregeln, die sie fordern, ist ein Beweis, daß Belgien seine politischen Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hat. Wenige Länder sind von dem Glücke so verhäßelt geworden, wie Belgien. Nicht nur die Natur durch seine meerbespülte Küsten, durch seine großen Flüsse, durch den kostbaren Inhalt seiner Berge, durch die Fruchtbarkeit seiner Ebenen, hat es zum Reichthum und zum Wohlleben geschaffen, sondern auch die Geschichte hat es sorglich in ihren Schutz genommen. Aus hundert Revolutionen, die andere Gebiete auf immer vernichtet hätten, gingen seine Städte und Provinzen immer wieder neu aufblühend hervor; aus dem Joche Spaniens, aus den Trümmern des napoleonischen Kaiserreichs, hat sein Schicksal es gerettet, und als wollte es sein Glück auf die höchste Probe setzen, erhob es sich zuletzt gegen einen Herrscher, der von den Großmächten Europas beschützt wurde. Und auch dieß gelang ihm. Während Polen nach einem langen, blutigen Kampfe unterlag, und seine Nationalität untergehen sah, erhob sich Belgien nach einem kurzen Gefechte zum selbstständigen Staat, und setzte einen selbst gewählten, großgesinnten Monarch an seine Spitze. Dieses seltene Glück hat aber das Land verbohnt. Wie ein Knabe, der im Schooße des Reichthums aufgewachsen, von seinen Eltern verzärtelt und verweichlicht, bei der kleinsten Wunde, die ihm versetzt wird, in ein lautes Wehgeschrei ausbricht, also sehen wir Belgien bei dem geringsten Nebel, der seinen Horizont verfinstert, also gleich in Klagen und in ein Jammergeschrei ausbrechen, welche eines freien, kräftigen und sich selbst fühlenden Volks eben nicht sehr würdig sind. Es giebt wohl keinen civilisirten Menschen, der gleichgültig mit anhören kann, wenn hunderttausend arbeitssame Hände vergebens nach einem Tagewerk verlangen, nach einem Stück Brod, welches sie gerne im Schweisse ihres Angesichts verdienen möchten. Aber solche Uebel, wenn der Staat durch sie heimgesucht wird, sind nicht ein böser Zahn, den man rasch ausreißen läßt, um aller Schmerzen ledig zu sein; und sie müssen von Grund auf geheilt werden, wenn es nicht nach wuchern, wenn sich der Krankheitstoff nicht auf eine andere, vielleicht noch gefährlichere Seite werfen soll. Dieß ist's was die belgischen Industriellen nicht zu begreifen scheinen. Belgien ist durch seine Eisenbahnen verwöhnt; es glaubt, alle Wege seien so schnell, und Staatstrafate werden gleichfalls mit Dampf betrieben. Zum großen Unglücke ist Frankreich in seinen Eisenbahnen noch zurück und läßt sich daher auch in seinen Staatsverträgen mehr Zeit.

Die Kölnische Zeitung und die Zuden.

Einer der leitenden Artikel der Kölnischen Zeitung, aus der Feder des Dr. Hermes, hat sich die undankbare Mühe genommen, der

von der preussischen Regierung beabsichtigten Maßregel gegen die Juden das Wort zu reden. Die Kölnische Zeitung zählt 8,000 Abonnenten, und somit, gering angeschlagen, 50,000 Leser; sie ist in Gegenden verbreitet, wo sie das einzige Journal ist, welches der Population zu Gesichte kommt. Die Meinungen, die sie verbreitet, setzen sich um so sicherer fest, als kein anderes Organ da ist, das sie widerlegen könnte, und das *audiatur et altera pars* wegfällt. Wir hätten gedacht, ein solches Journal sollte im Bewußtsein seiner *) Macht weit scrupulöser in seinen Artikeln sein. Wider einen mächtigen Gegner seine Stimme zu erheben, ist Pflicht und Würde der Presse; aber mit Uebermacht den Schwachen zu erdrücken, ist kein ruhmvolles Geschäft. Wo Künste gegen Einen kämpfen, da ist es nicht ehrenvoll, sich als Sechster der Uebermacht anzuschließen. Die Anstrengungen, welche die Juden in letzterer Zeit machten, um den sie bedrohenden Gesetzentwurf abzuwenden, sind um so rührender, als sie keiner gemeinen Quelle entspringen. Kaum würde der Plan laut, daß man die preussischen Juden von der Militärverpflichtung lossagen will, und siehe da, aus allen Gegenden der preussischen Monarchie erheben sich mit Schrecken die Juden, um gegen dieses Gesetz zu protestiren; sie wollen sich das Recht nicht rauben lassen, ihr Blut dem Vaterlande zu widmen. Wir glauben, selbst die wüthendsten Hep-Hep-Schreier müssen diese Protestation achten. Alle die Vorurtheile prallen hier ab; denn der preussische Jude, der so beharrlich auf seinem Recht, die militärischen Pflichten seiner Mitbürger zu theilen, besteht, weiß doch, daß er die militärischen Ehren derselben keineswegs theilen kann. Der preussische Jude kann nicht Officier werden; nicht um die Hoffnung, ihren Söhnen die *Epaulletes* zu verschaffen, wollen die jüdischen Eltern die Fortdauer der Wehrpflicht ihnen retten; sie reklamiren nichts für sie, als die wenig eigennützige Ehre — als Gemeiner dienen zu können; sie wollen nicht bloß freiwillig in den Militärdienst treten dürfen, sie wollen die Pflicht haben, es thun zu müssen. Man hat sich Anfangs die Mühe gegeben, den neuen Gesetzentwurf als im Interesse der Juden darzustellen, als geschähe Alles bloß aus purer Liebe und Hochachtung für ihre alte Religion und Stammgeschichte. Wirklich konnte die projektirte Maßregel, bevor sie zur Kenntniß der Juden kam, als wohlwollend sich ausgeben; man konnte sagen, man

*) In dem Momente, wo dieser Artikel unter die Presse kommen soll, erhalten wir die neueste Nummer der Kölnischen Zeitung, in welcher ein neuer Artikel zu Gunsten der Juden sich befindet. Die Kölnische Zeitung macht dabei die Bemerkung, daß sie in dieser Frage mit Vergnügen alle Stimmen für und dagegen aufnehme, um ganz unparteiisch in Mitte der Parteien zu stehen. Eine solche Bestimmung ist der Würde eines großen Journals angemessen, und entwafrnet jeden Vorwurf, der ihr in dem vorliegenden Artikel gemacht wird.

Die Red.

wolle die Juden von einer Pflicht befreien; die man für ihren Glaubenspflichten widersprechend hielt; man glaubte, ihnen eine Wohlthat, eine Gnade zu erweisen; nun aber die Meinung der Juden darüber bekannt wurde, nun da alle Stimmen, die laut wurden, gegen diese Gnade protestirten, nun ist es Zeit, die Wohlthätigkeitsmiene endlich aufzugeben. Es ist keine Wohlthat, wenn man einem Menschen, der keinen Hunger hat, den Mund mit Gewalt öffnet, und ihm den Bissen hinunterstößt. Es ist ganz gleich, ob man einen Menschen zu Tode tigelt, oder zu Tode schlägt. Die Juden im Großherzogthum Posen, sagt man, haben sich das Staatsbürgerrecht verboten. Was kümmert das die Juden in den andern Theilen Preußens? Die Königsberger haben eine repräsentative Verfassung verlangt. Hat man sich darum beeilt, sie ihnen, oder den andern Provinzen zu verleihen? Die Rheinprovinzen haben Geschwornengerichte und mündliches Proceß-Verfahren. Hat man deshalb in den andern Provinzen dieselben Institutionen sogleich eingeführt? Warum will man so schnell bereit sein, den Wünschen eines einzigen Bezirks die Wünsche aller Andern zu opfern, sobald es sich um Zurücknehmung eines Rechtes handelt, während man doch so hartböhrig ist, wenn es sich um die Verleihung eines solchen handelt? Wir wollen hier gar nicht einmal auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen der Durchschnittsbildung in der Provinz Posen, und der in den andern Provinzen herrscht. Wir wollen nicht erst darauf hindeuten, daß die Juden in den Provinzen, welche zu dem deutschen Bunde gehören, eine andere Berücksichtigung ansprechen dürfen — eine solche, die mit der in der Bundesakte versprochenen Verbesserung ihrer Verhältnisse im Einklange steht. Es liegt dies so klar vor Augen, daß jeder Unbefangene von selbst darauf verfallen muß. Wohl aber wollen wir einige der Argumente des Herrn Dr. Hermes zu widerlegen suchen, weil sie durch die Ruhe, mit der sie vorgetragen, den mit der Frage weniger vertrauten Theil des Publikums leicht verleiten könnten, die Irrthümer zu theilen, die wir einem Schriftsteller seiner Bedeutung nicht zugetraut hätten. jene moderne Schule des Staatsrechts, sagt Herr Dr. Hermes, „die den Staat nach allgemeinen Grundsätzen aufbaut, ohne sich um die gegebenen Verhältnisse zu bekümmern, erklärt es für einen Ueberrest mittelalterlicher Barbarei, wenn der Staat irgend einen Unterschied für seine Bürger durch ihre Glaubensbekenntnisse macht. Wir aber haben die Ueberzeugung, daß nur die Religion uns aus dem mangelhaften Zustande, in dem wir uns befinden, zu einem höhern, besseren, reinern und sittlicheren erheben kann. Die Religion, von der wir diese Wirkung mit Zuversicht erwarten, ist die christliche, und alle unsere Staatsgesellschaften sind deshalb ihrem Wesen nach aus dem Christenthum begründet; alle unsere bürgerlichen Einrichtungen sind von dem Geiste des Christenthumes durchdrungen. Sollen wir diese Grund-

lage, auf der wir uns sicher fühlen, die uns eine schönere, glücklichere Zukunft verbürgt, sollen wir sie aufgeben, um den Forderungen des Vernunftstaates zu genügen? — Wir glauben, daß wir, so lange wir die Religion als die Grundlage unserer bürgerlichen Einrichtungen anerkennen, den Juden unmöglich vollkommen gleiche Rechte mit den Christen gewähren können, ohne in einen Widerspruch mit uns selbst zu fallen, dessen nachtheilige Folgen uns zeitig genug fühlbar werden würden. — //

Welches sind die nachtheiligen Folgen, die so zeitig genug fühlbar werden? Seit 1812 sind die Juden militärpflichtig — sind nachtheilige Folgen dem Staate daraus erwachsen, so sage man es gerade heraus! Man zähle sie auf! Aber man hütle sich nicht in Phrasen! Man verstecke sich nicht hinter dem Deckmantel der Religion! Unsere bürgerlichen Einrichtungen sind vom Geist des Christenthums durchdrungen. Wohl, aber was ist der Geist des Christenthums, wenn er nicht der Geist der Liebe ist? Auch wir theilen die Ansicht, daß die Religion mit dem Staate Hand in Hand gehen müßte; die Religion! aber nicht die Confession; der Glaube an einen Gott und an ein Jenseits, aber nicht die verschiedene Nuancirung, wie dieser Glaube zur Erscheinung kommt. Nach den Grundsätzen des Herrn Dr. Hermes, daß der Staat einen Unterschied zwischen den Glaubensbekenntnissen seiner Bürger machen müsse, würden wir in die Epoche zurückversetzt, welche dem dreißigjährigen Kriege voranging. Nach diesem Grundsatz würde Spanien in seiner Vertreibung der Mauren und Juden nur consequent gehandelt haben, und es würden nur wenige Schritten fehlen, um die Dragonaden Ludwigs XIV. gegen seine protestantischen Unterthanen zu billigen; und wir würden wieder den schönen Anblick erleben, Deutschland in katholische, protestantische und reformirte Staaten eingetheilt zu sehen. Und Preußen, dem am Meisten daran gelegen sein muß, das Gleichgewicht unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen seines Staates zu erhalten, Preußen soll der Repräsentant eines solchen Systems werden? Die kleinen deutschen Bundesstaaten sind gewiß nicht minder christlich, als die preussische Regierung; Deisterreich ist eben auch kein Heide, und doch herrscht in diesen Staaten der unchristliche Grundsatz, daß der Jude militärpflichtig sei.

Der Artikel in der Kölnischen Zeitung ist etwas unentschlossener Natur; bald sollen den Juden die Rechte des Staatsbürgers genommen werden, weil sie selbst es wollen, aus purer Menschlichkeit; bald wieder, weil es mit dem Princip des Staates unverträglich ist, sie zu emancipiren.

Halten wir Einen Gesichtspunkt fest! „Wir glauben, daß wir, so lange wir die Religion als die Grundlage unserer bürgerlichen Einrichtungen anerkennen, den Juden unmöglich vollkommen gleiche Rechte mit den Christen gewähren können, ohne in einen Widerspruch mit uns selbst zu fallen.“ Dieser Ausspruch hat nun allerdings eine höchst

gefährliche Widerlegung in dem Beispiel, welches Holland, Frankreich u. gegeben haben. Aber alle diese Staaten zählen nicht! „Denn, sagt der Kölnische Zeitungsartikel, der Handel kennt keine Religion; und ein Staat, dem der Handel als die erste Bedingung seiner Existenz gilt, wird daher die religiöse Seite des Lebens immer mehr in den Hintergrund stellen.“ Also Holland, die Hansestädte, England, das alte Venedig, werden unwiderrücklich der Hölle in den Rachen fallen; sie haben keine Religion, die Unglücklichen! — Der Zollverein ist auf diese Weise eine gefährliche Propaganda gegen die Religion; und wir werden nächstens einige Mitglieder der neuen Corporation der „Freien“, die Gott und das Jenseits abläugnen, als Agenten für denselben auftreten sehen.

„Betrachten wir die Wirkung“, sagt Herr Dr. Hermes „welche die Gleichstellung der Juden mit den Christen in Holland gehabt hat, so sehen wir, daß gerade das Gegentheil von dem eingetreten ist, was uns die Freunde des Judenthumes in Deutschland als die nothwendige Folge einer allgemeinen Emancipation der Juden vorher verkündet. In wenigen andern Ländern leben die Juden noch heute abgeschlossener als in Holland; in wenigen halten sie fester nicht allein an ihrem alten Glauben, der ihnen Niemand nehmen will, sondern auch an allen äußerlichen Gebräuchen, durch die sie sich von den Christen unterscheiden. Die Juden in Holland bilden, obwohl sie in der Gesetzgebung des Staates nicht die geringste Veranlassung dazu finden, noch heute streng gefonderte Corporationen.“

„Was soll in diesem Satze bewiesen werden? Damit die Juden sich also nicht, wie in Holland, absperrten, und trotz ihrer Emancipation zu eignen Corporationen sich bilden, wollen wir sie von vorn herein zu Corporationen machen. Wahrlich eine eigenthümliche Logik. Die holländischen Juden brauchen sich nicht, wie die preussischen, auf das Beispiel, welches sie im Kriege gegen Frankreich gaben, zu berufen; sie können auf eine jüngere Epoche hinweisen. Die Besatzung der Antwerpener Citadelle, die im Jahre 1831 unter Chassé mit so vieler Tapferkeit gegen das französische Armeekorps sich wehrte, zählte viele Juden in ihren Reihen; der officielle Rapport des Generals machte darauf aufmerksam, daß er dem jüdischen Theil der Besatzung die Feier ihres Religionsfestes *Jom kipur* zu begeben gestattete, und die holländischen Journale hoben den Umstand hervor, daß unter den Gefallenen viele auf den jüdischen Kirchhof begraben wurden. Ein Beweis, daß die holländischen Juden an dem gemeinschaftlichen Volksgefühl dort nicht so ganz ohne Theilnahme blieben.“

Auf das Beispiel Frankreichs, meint die Kölnische Zeitung, dürfe man sich nicht berufen; denn man dürfe nicht vergessen, daß die französische Revolution eben so sehr gegen die Kirche, die mit dem Staat in innigster Verbindung stand, als gegen diesen selbst gerichtet war. Wir wollen uns diesen Grund gefallen lassen, nicht etwa, weil wir

in seinen Consequenzen derselben Ansicht sind, sondern weil in diesem Augenblicke, wo das deutsche Nationalgefühl gegen Frankreich aufgeregter ist, wir uns dorthin kein Beispiel holen wollen. Warum aber finden wir unter den Widerlegungsgründen des Herrn Dr. Hermes gar nicht das Wort Belgien erwähnt? Die belgische Revolution war gewiß nicht gegen die Kirche gerichtet; denn die Männer der Kirche waren es, welche sie geschaffen. Sowohl in der ersten Revolution gegen Oesterreich und die Josephinischen Edikte, als auch im Jahre 1830 gegen die holländisch-protestantische Domination waren es die Priester, welche das Volk leiteten. Belgien ist ein christlicher Staat par excellence. Wie kommt es nun, daß die belgische Constitution den Juden die vollständigste Gleichstellung mit allen übrigen Bürgern gewährte?

Daß diese Gleichstellung nicht bloß eine legislative, sondern eine faktische geworden ist, könnten wir mit vielen Beweisen belegen. Wir heben aber nur das Beispiel heraus, welches dieser Frage am Nächsten liegt: das Militär. Nach genauem Belegen, die wir von Seiten des Kriegsministeriums bezogen, befinden sich in der belgischen Armee 12 Officiere jüdischen Glaubens *), worunter der Platz-Commandant von Ypern, ohne daß es dem hochwürdigem Herrn Cardinal-Erzbischof von Mecheln, oder der katholischen Majorität der Kammer in den Sinn gekommen ist, darin eine Gefahr für den Geist des Christenthums zu erblicken.

Man verzeihe diese kleine Renommisterei, sie ist nöthig für unsern Fall; renommirt doch auch die kölnische Zeitung mit der preussischen Toleranz gegen Meierbeer, und daß man jenem deutschen Künstler, der unter seinen lebenden Kunstgenossen die größte europäische Anerkennung gefunden, nachdem sein Verdienst längst von fremden Staaten geehrt worden, endlich auch in seiner Vaterstadt eine Auszeichnung ertheilt, trotzdem das große Hinderniß seiner Confession ihm lange Zeit im Wege stand.

*) Die Liste, die wir erhielten, zählt folgende auf: H. Louis, Lieutenant-Colonel, commandant de place d'Ypres, chevalier de l'ordre de Leopold et de la legion d'honneur; J. Meyer, capitaine au 2^{me} regiment; N. Brand, lieutenant de gend' armee; ferner 3 premier-lieutenants, 3 seconde-lieutenants, 1 Kriegskassen-Officier.

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Bielefeld.

